„Was nun?“

Theodor Kaftan am Ende des I. Weltkriegs

Von Herwarth von Schade

Als der I. Weltkrieg 1918 an sein Ende kam, war Theodor Kaftan (1847–1932) 71 Jahre alt. Im Jahr zuvor, 1917, hatte er sein bischöfliches Amt als Generalsuperintendent für Schleswig nach einer mehr als 30jährigen Amtszeit niedergelegt und war nach Baden-Baden gezogen, um dort im Dienst als Pfarrer an der freikirchlich-lutherischen Gemeinde am Abend seines Lebens noch einmal in eine pastorale Tätigkeit einzutreten: eine bemerkenswerte Geste und wahrscheinlich mehr als bloß eine Geste.

In der Nordelbischen Kirchenbibliothek in Hamburg haben sich kürzlich zwei handschriftliche Briefe von Theodor Kaftan angefundenes, die jener Zeit entstammen und die den Wandel der Auffassungen beleuchten, den das Kriegsende im Herzen des alten Generalsuperintendenten bewirkt hatte. Die beiden Briefe Kaftans aus Baden-Baden, aus dem Spätherbst des Jahres 1918, sind an den ihm freundschaftlich verbundenen Pastor Johannes Sommer (1870–1940) gerichtet; sie sind mit Sommers Nachlaß, in eine Ausgabe des „Schleswig-Holsteinischen Sonntagsboten“ eingelegt, auf die Kirchenbibliothek gekommen. Diese beiden Kaftan-Briefe sollen im folgenden vorgestellt werden – mit einem herzlichen Dank an Herrn Harald Böck, Mitarbeiter der Nordelbischen Kirchenbibliothek, der die Briefe vor der Vernichtung bewahrt und zugänglich gemacht hat, sowie an die Herren Kirchenrat Paul Reinhardt in Sande und Dr. Rolf Burmeister von der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, die mir bei der Entzifferung einiger schwer lesbarer Stellen sehr behilflich gewesen sind.

Pastor Johannes Sommer, der später, nämlich von 1921 an, Propst in Schleswig geworden ist, amtierte in jener Zeit des Kriegsendes schon 10 Jahre lang als Pastor in Schleswig-Friedrichsberg. Zugleich aber war er der verantwortliche Schriftleiter des christlichen Volksblattes „Schleswig-Holsteinischer Sonntagsbote“, als dessen Herausgeber der Landesverein für Innere Mission in Schleswig-Holstein zeichnete.

Theodor Kaftan hatte in den zurückliegenden Kriegsjahren regelmäßig in Sommers „Sonntagsboten“ das Wort ergriffen; seine Bibliographie, die Walter Göbell 1967 als Anhang von „Kirche, Recht und Theologie in vier Jahrzehnten. Der Briefwechsel der Brüder Theodor und Julius Kaftan“ herausgegeben hat, konnte das im einzelnen nachweisen. Im Jahre 1916 hatten die sechs Beiträge des Generalsuperintendenten unter der Überschrift „Die gegenwärtige Kriegslage und wir Christen“ gestanden. Die Gemeindeglieder des „Sonntagsboten“ bekamen zu

lesen: „Im Aufblick zu Gott haben wir zu den Waffen gegriffen. – Möchten noch hundert Zeppeline England heimsuchen! – Unser Heer ist ein Volk in Waffen.“ Daneben aber schrieb der Verfasser doch auch vom Grauen des Krieges und daß Gott durch ihn zu einer gottvergessenden, sittlich versumpfenden Welt redet.

Ein Jahr später überschrieb Theodor Kaftan seine Beiträge im „Sonntagsboten“ mit den Worten „Der Weltkrieg und das Reich Gottes“ und ließ seine Leser nachdenken über „Das größere Reich“, „Das Rätsel des Weltkrieges“ und den „Reichsdienst“: „Selbst das Friedensschließen wird voraussichtlich lange Zeit kosten.“ Das stand in der Nummer des Blattes, die Pastor Sommers Mahnung an die Landbevölkerung enthielt: „Wenn wir nur bis Juni durchhalten, dann haben wir den Krieg gewonnen.“ Mit dem 1. September dieses Jahres 1917 war der Generalsuperintendent dann in den Ruhestand getreten und nach Baden-Baden umgezogen.

1918 neigte der Krieg sich endlich seinem bitteren Ende entgegen. Für die Nummer des „Sonntagsboten“ vom 2. Juni 1918 hatte Theodor Kaftan noch einmal einen Beitrag geschrieben: „Täuschen wir uns nicht!“. Mit herben Worten begegnete er den englischen und amerikanischen „Verleumdungen“, gab er seiner Sorge Ausdruck um die politische, wirtschaftliche und die kirchliche Zukunft, in welche die Evangelische Kirche eintrete, „gelähmt durch ein abgelebtes, sittlich unberechtigtes Staatskirchentum, innerlich in Auflösung begriffen.“

Gegen Ende dieses letztes Kriegsjahres muß Pastor Sommer seinen Freund um einen weiteren, letzten Beitrag für den „Sonntagsboten“ gebeten haben. Theodor Kaftans Brief an Johannes Sommer vom 18. Oktober 1918 ist die Antwort auf diese nicht erhalten gebliebene Bitte des „Verantwortlichen Schriftleiters“.

BadenBaden 18 Okt. 1918

Lieber Herr Pastor Sommer!

Wir leben in trüber Zeit. Wie lange wird es dauern, bis unsere Niederlage besiegelt ist.

Wenn das Ende gekommen ist, wird der Sonntagsbote reden müssen. Sie haben mich drei Mal während des Krieges gebeten das Wort zur Lage zu nehmen und ich habe das getan. Daraus ziehe ich die Konsequenz, daß ich es bin, der nun auch das Schlußamen zu sagen hat, das schwerste.

Sind Sie einverstanden, möchte ich hier Ihre Hilfe in Anspruch nehmen. Von Gedanken wie den vorstehenden bewegt las ich meine früheren Aufsätze durch d. h. soweit ich sie habe. Zu meiner Überraschung – ich bin in diesen Dingen sonst sorgfältig – fehlt mir der Aufsatz aus dem Jahre 1916. Ich möchte aber auch den gelesen haben, ehe ich schreibe. Können Sie mir die Nummern verschaffen? Das Beste wäre ja: aus der Druckerei. Dann könnte ich sie behalten. Oder vielleicht von diesem oder jenem, der den Sonntagsboten nicht nur hält sondern auch sammelt.

Selbstverständlich werde ich nicht nur den Friedensschluß abwarten sondern auch das Ende der Zensur. Aber die Aufgabe ist so schwierig, daß ich schon jetzt

anfange mich damit zu beschäftigen. Ich möchte nicht schnell Geschriebenes s. Z. bieten.

Hoffentlich geht es Ihnen gut und Ihrer Frau ebenso. Meine Frau grüßt, meine Tochter ist in Berlin. Ihr D. Kaftan

Dann kam das Kriegsende, die Revolution, kamen die ersten Pläne für die Abtretung von Elsaß-Lothringen. Am 10. November schrieb Pastor Sommer im „Sonntagsboten“: „Wollen deutsche Bauern und Städter gleichgültig zusehen, wie dieses schöne Land uns zum zweiten Male von Frankreich geraubt wird und der fanatische Wilson von einem ‚an Frankreich wieder gut zu machenden Unrecht‘ redet?“ Auch von der bevorstehenden Abtretung Nord-Schleswigs muß wohl schon die Rede gewesen sein; die deutsche Regierung hatte in den Tagen des Zusammenbruchs 1918 auch für Nord-Schleswig das Selbstbestimmungsrecht anerkennen müssen. Aber die Entente untersagte Dänemark zunächst die Aufnahme unmittelbarer Verhandlungen, um die nord-schleswigsche Frage zu einem Bestandteil des Versailler Vertrages zu machen.

Im „Sonntagsboten“ stand dazu kein Wort. Auch die Flottenmeuterei in Kiel am 18. Oktober, auch die Bildung eines Matrosenrates in Kiel am 1. November, der Aufstand, der am 3./4. November in Kiel losbrach und die Stadt in die Hand der Matrosen brachte (Noske wurde Gouverneur von Kiel) – nichts davon wurde namentlich im „Sonntagsboten“ erwähnt. Das Blatt rief allgemein zu Ruhe und Ordnung auf und begrüßte skeptisch die „neue deutsche sogenannte parlamentarische Regierung“. „Einer der nächsten Schritte der neuen Regierung wird sein, die Kirche völlig vom Staate zu lösen. Unser früherer Generalsuperintendent D. Kaftan hat das mit weitschauendem Blick seit vielen Jahren gefordert.“

Solche Meldungen und die Erwägungen dazu mögen dann auch ein weiteres Schreiben von Pastor Sommer nach Baden-Baden bestimmt haben, auf das Theodor Kaftan am 25. November 1918 antwortete. Seine Antwort – der andere der beiden in Hamburg wieder aufgefundenen Briefe – erläuterte dem Schriftleiter die konkreten Pläne für die Veröffentlichung von „Was nun?“, die von Kaftan zunächst für den „Sonntagsboten“ vorgesehen war, die aber schließlich zu einer eigenen monographischen Publikation wachsen sollte, die erst im darauffolgenden Jahr 1919 im Verlag von Dörffling und Franke in Leipzig erschien. Kaftan schrieb darüber an Johannes Sommer, und in seinem Brief spiegelte sich das Ende des Krieges wider, die Niederlage Deutschlands und das von ihr ausgelöste Umdenken im Herzen des alten Schleswiger Lutheraners.

BadenBaden 25 Nov 18

Lieber Herr Pastor Sommer!

Was ist der „Weltbund der Kirchen“? In Friedenszeiten hat man von Amerika aus auch mit mir korrespondiert über einen Weltbund der Christen, die an den Sohn Gottes glauben. Aber von einem neu entstandenen Weltbund der Kirchen hat weder die politische noch die kirchliche Presse, die ich halte etwas gebracht.

Wollen Sie mich orientieren? Dann will ich die Sache erwägen. Im Namen der Kirchen kann z. Z. nur der Kirchausschuß reden. An den müßte ich mich wenden. Ich bezweifle, daß er etwas wird tun wollen und gestehe, daß ich selbst nicht ohne Bedenken bin. Vor allem müssen wir erst klar sehen.

Eventuell könnte ich dann, wenn das andere (?) nicht geht, an den mir befreundeten Erzbischof von Schweden schreiben. *Leider* muß man ins Ausland *offen* schreiben.

Also die Linie Sonderburg – Tondern faßt man ins Auge? Das wird die Nachricht bedeuten. Tondern ließe man besser dem Süden. So schmerzlich mir eine Teilung Schlesiens ist, es ist die Frucht der preußischen Nordmarkpolitik. Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch sät wird er ernten.

Und nun zu den Aufsätzen. Sie sind in Vorbereitung. Ich teile Ihnen einiges mit um dran Mitteilung weiterer Pläne zu schließen. Der Titel lautet: Was nun? Fünf Abteilungen: 1, der große Schlag. 2. Wie kam das so? 3, Was nun in der Völkerwelt? 4 Was nun im Reich? 5 Was nun in der Gemeinde der Christen?

Von den Artikeln – so plane ich – sollen gleich beim Druck 1000 Abzüge gemacht werden um dieselben nach Beendigung sofort als Broschüre mit einer kurzen Vorrede von mir erscheinen zu lassen. Der Schriftenverein übernimmt den Verlag. Der Preßverband läßt in allen schleswig-holsteinischen Zeitungen durch seine Vertrauensmänner berichten und setzt sich mit der Centrale in Berlin Steglitz in Verbindung zu weiterer Verbreitung. Den Reingewinn überlasse ich Schriftenverein u Preßverband zu gleichen Teilen. So auch bei evt. neuer Auflage. Ich nehme an, daß unsere Druckerei das würde leisten können, da die Feldpost jetzt aufhört. Sprechen Sie über den Plan, so weit nötig mit den Vorständen von Schriftenverein, Preßverband und Druckerei.

Dabei steht nun freilich zur Frage, ob Sie die Artikel wollen. Ich betrachte den Sonntagsboten als christliches -- --*) Volksblatt, das neben Erbaulichem u Unterhaltendem auch Politisches bringen kann. M. E. wird er das in Zukunft im demokratisierten Deutschland organisch müssen, nicht von irgend einem politischen Parteistandpunkt aus sondern von dem christlicher Sittlichkeit. Von der Seite her droht wohl keine Schwierigkeit. Andererseits sind mir in der peinlichen Zeit, da ich in Deutschlands Niederlage mich zu schicken hatte, die Augen auch über manches in unserer Vergangenheit aufgegangen. So schuldlos wie einst halte ich uns nicht mehr.

* „Erbauungsblatt“ gestrichen

Damit Sie das nötige Urteil gewinnen können, werde ich Ihnen das Ganze auf einmal schicken müssen. Das bedingt aber wieder, daß mir die Freiheit bleiben muß bei der Korrektur durch die *Weiterentwicklung der Dinge* notwendig gewordene Änderungen vorzunehmen, was ja aber auch wohl gehen wird.*)

Ich hatte gedacht nach Abschluß des Präliminarfriedens (?) mit der Veröffentlichung zu beginnen. Halten Sie am 1 Januar fest?

Gott befohlen!

Mit herzl Gruß an Ihre Frau

Ihr Kaftan

*) Auch wird es bei dem heutigen Postbetrieb nötig sein für die Korrektur viel Zeit zu nehmen. Ich habe jetzt alle Reisen aufgegeben. Aber Ihr Brief vom 21 Nov. kam erst heute Nachmittag in meine Hände.

Dieser Brief Theodor Kaftans greift drei Themen auf: den „Weltrat der Kirchen“, die Frage Nord-Schleswigs und die Planung von „Was nun?“.

Die erstgenannte Angelegenheit läßt sich nicht völlig erhellen. Im „Sonntagsboten“ hatte Pastor Johannes Sommer am 17. November 1918 in der Rubrik „Aus Zeit und Welt“ eine Notiz mit dem folgenden Text veröffentlicht: „Der Weltbund der Kirchen tagte vor kurzem in Grevenhage. Die gepflogenen Besprechungen werden durch Dr. J. A. Cramer, den holländischen Sekretär des neu gegründeten Weltbundes, im Druck herausgegeben werden.“ Vielleicht hatte Sommer seinen Generalsuperintendenten brieflich um eine Stellungnahme dazu gebeten. Aber schon die Notiz im „Sonntagsboten“ scheint zweifelhaft. Das Standardwerk „Geschichte der Ökumenischen Bewegung“ von Ruth Rouse und Stephen Charles Neill berichtet von keiner Tagung im Jahre 1918 in „Grevenhage“, was ja nur s'Gravenhage, also Den Haag, heißen kann. Der in der Notiz genannte Sekretär ist Jan Anthony Cramer, 1896 bis 1921 Pfarrer in Den Haag und Vorsitzender der holländischen Abteilung des „Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen“. Pastor Sommers Notiz könnte eine Tagung dieser holländischen Abteilung meinen. Eine Weltbundtagung hatte selbst Nathan Söderblom bis 1918 nicht zustande bringen können. Die „World Alliance for Promoting International Friendship through the Churches“ hat dann zwar in Oud Wassenaar bei Den Haag eine wichtige Konferenz mit deutscher Beteiligung abhalten können – jedoch erst im Herbst des folgenden Jahres 1919!

Kaftans Bemerkung, man habe sich schon in früherer Zeit, vor dem Krieg, wegen einer Weltbund-Begründung „der Christen, die an den Sohn Gottes glauben“, aus Amerika an ihn gewandt, dürfte auf die Initiativen der amerikanischen Protestant Episcopal Church zurückgehen. Diese Kirche hatte sich 1910, im Anfang von „Faith and Order“, mit einer Botschaft gewandt an „alle christlichen Gemeinschaften in der Welt, die unsern Herrn Jesum Christum als Gott und Heiland bekennen“ – was dann später zur berühmten „Basis“ des Weltrats der Kirchen führen sollte. An diese Formel scheint sich Theodor Kaftan an unserer Stelle in seinem Brief an Pastor Sommer zu erinnern. Der Kriegeausbruch 1914 hatte die Arbeit von Faith and Order zunächst fast vollständig zum Erliegen gebracht.

Die nord-schleswigsche Frage war, wie erwähnt, von der deutschen Reichsregierung in jenen Tagen öffentlich aufgegriffen worden. Doch auch über dieses für die Kirche in Schleswig-Holstein brisante Thema schwieg der „Sonntagsbote“.

Johannes Sommer mag in seinem (uns nicht vorliegenden) Schreiben an Kaftan die Frage berührt haben, und Kaftan nahm nun zu den Erwägungen über die künftige Grenzziehung Stellung; ernst, aber auch mit einem Seitenhieb auf die „preußische Nordmarkpolitik“, die er nicht eben geschätzt zu haben scheint: sie wird dem Generalsuperintendenten nicht national und nicht deutsch genug erschienen sein.

Theodor Kaftan kommt auf diese Zusammenhänge in seiner Autobiographie „Erlebnisse und Beobachtungen des ehemaligen Generalsuperintendenten von Schleswig D. Theodor Kaftan. Von ihm selbst erzählt.“ (1924) wiederholt zurück: „Preußen, dem wir Deutschen so viel verdankten, verstand leider nicht, die seiner Machtsphäre unterworfenen Volksbestandteile fremder Nationalität richtig zu behandeln. . . . Aus sittlichen wie nationalen Gründen habe ich seit 1888 der preußischen Nordmarkpolitik opponiert“ (S. 40 f.). „Ich habe die Nordmarkpolitik bekämpft, weil sie beides ungerecht und töricht war. . . . Eine großzügige, den berechtigten Empfindungen der Bevölkerung Rechnung tragende Politik hätte diese weit schneller staatlich gewonnen als die kleinliche Schulmeisterpolitik, die Berlin trieb“ (S. 261). Dieser preußischen Schulmeisterpolitik mußte nun eine Abkehr der Menschen in Nord-Schleswig von Deutschland folgen, denn „was der Mensch sät, das wird er ernten“.

Den meisten Raum in Theodor Kaftans Brief nimmt die Planung seines Artikels „Was nun?“ ein. Der Verfasser hatte ganz offensichtlich zu diesem Zeitpunkt, dem November 1918, schon vielfältige Vorarbeiten dafür geleistet: Gesamtkonzeption und Titel waren bereits festgelegt. Daß es später nicht dazu gekommen ist, Kaftans Arbeit im „Sonntagsboten“ erscheinen zu lassen, wird gewiß an dem erheblichen Umfang der Arbeit gelegen haben. „Die Artikel“ mit den „fünf Abteilungen“ wuchsen zu einer kleinen Monographie von schließlich 94 Druckseiten; sie erschien 1919 in Leipzig – mit den Kapiteln „Der große Schlag“, „Wie kam das so?“ und „Was nun?“ (a) „In der Gemeinde der Christen“, (b) „Im Deutschen Reich“, (c) „In der Völkerwelt“.

In dieser Schrift suchte Theodor Kaftan nach den Gründen für den Kriegsausgang bei der Vorkriegsdiplomatie, beim Reichskanzler, zur Hauptsache aber beim unbeschränkten U-Bootkrieg, der eine Nation nach der anderen gegen Deutschland aufbrachte. „Der unbeschränkte U-Bootkrieg hat das Deutsche Reich torpediert.“ Kaftan verband diese zumindest eigenartige These mit einer leidenschaftlichen Ablehnung einer Übernahme der Kriegsschuld. „Wir haben den Krieg nicht gewollt, weder das deutsche Volk noch der deutsche Kaiser.“ Die Schuld am Kriege trugen vielmehr „alle Beteiligten, der eine mehr, der andere weniger.“ Und die Feinde, „sie wollten uns vernichten. Henkergesinnung hat die Waffenstillstandsbedingungen diktiert, Henkergesinnung hat sie ausgeführt.“ Aber Kaftan sah auch dies: Deutschland hatte sich von Gott abgewandt. „Aus religiösem Bankerott und sittlicher Versumpfung folgt nach ewigen Gesetzen physischer, militärischer, politischer Zusammenbruch. Wir ernten, was wir gesät haben.“ Noch einmal also das Motiv aus Galater 6.

Die Antwort auf die Frage „Was nun?“ war für Theodor Kaftan ein Ruf zur Buße. Die sollte zum Neuaufbau einer Kirche führen, die Volkskirche, aber frei ist, ohne „Staatskirchentum“, allein auf Wort und Sakrament gegründet.

Kaftan erwähnt in diesem Zusammenhang auch die kirchliche Presse. Die zahllosen Sonntagsblätter sollten zu „christlichen Volksblättern“ ausgebaut werden „in dem Sinn, daß ein besonders sorgfältig zu bearbeitender politischer Teil hinzugefügt wird, d. h. eine politische Wochenübersicht, die das Geschehene in das Licht christlicher Weltanschauung und christlicher Sitte rückt.“ Sogar an die Bildung einer ökumenisch-interkonfessionellen christlichen Partei in Anlehnung an das Zentrum war gedacht und an die Rückkehr zur Monarchie. Das Ziel sah der Verfasser in der „Versittlichung des Staatswesens“ und darin, Deutschland eine „geistige Weltmacht“ in der Völkerwelt werden zu lassen.

Bei seinem Bruder Julius Kaftan (1848–1926, seit 1919 Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin) fand Kaftans Schrift nur gedämpften Beifall. „In Deine letzte Schrift ‚Was nun?‘ will sich mein Geist nicht schicken. Daß wir in den vaterländischen Dingen nicht unwesentlich differierten, wußte ich ja schon, sie ist mir trotzdem eine schmerzliche Überraschung gewesen. Aber es hilft nichts, man muß sich darin wie in so vieles schicken. Es hat keinen Zweck, daß wir uns darüber verzanken.“ So schrieb Julius Kaftan in seinem Brief an seinen Bruder vom 16. Mai 1919.

Theodor Kaftan kam 1924 in seiner Autobiographie „Erlebnisse und Beobachtungen“ selbst noch einmal auf „Was nun?“ zu sprechen: das Büchlein „handelt zwar auch von dem ‚harten Schlag‘, der uns getroffen und sucht eine Antwort auf die Frage, ‚wie das so kam‘, aber sein vornehmster Inhalt ist eine Antwort auf die Frage: Was nun? und zwar ‚in der Gemeinde der Christen‘, ‚im deutschen Reich‘ und in ‚der Völkerwelt‘. Als ich dieses Büchlein schrieb, überschätzte ich noch den politischen Verstand unserer Feinde. Eine so wahnsinnige Politik, wie sie dann Frankreich unter dem Gewährenlassen der anderen getrieben hat, traute ich selbst den Franzosen damals nicht zu.“

Auffällig ist, in welchem starkem Maße es dem lutherischen Generalsuperintendenten um die Sittlichkeit zu tun war. In den hier zusammengestellten Äußerungen klingt dieses Motiv wiederholt auf. Und noch in seinem letzten Beitrag für den „Schleswig-Holst. Sonntagsboten“ vom 16. Juni 1918 hatte Kaftan geschrieben: „Geht es religiös bergab, folgt unfehlbar das sittliche Sinken“, und es sei die große Wahrheit der Geschichte, „daß Sittlichkeit auf die Dauer und in der Gesamtheit des Volkslebens nicht besteht, wenn sie nicht gespeist und gehalten wird von den stillen aus der Tiefe quellenden Kräften der Religion.“ So mußte denn auch nach dem politischen Zusammenbruch die Aufgabe der Kirchen in der Wahrung christlicher Sittlichkeit gesehen werden: Kaftan wollte seinen Ruf zur Buße in „Was nun?“ verstanden wissen als „Rückkehr zu ernster Religiosität und zu sittlichem Lebensernst.“ Denn „der Staat lebt letztlich von sittlichen Kräften. Diese aber sind es, welche die Religion, ganz spezifisch die christliche Religion, in der Religiöses und Sittliches untrennbar verbunden sind, bzw. die Kirche, im Leben des Volkes pfllegt.“

In seiner Darstellung des preußischen Protestantismus' nach 1918 suchte Jochen Jacke zu beschreiben, wie man in jenen Jahren des Zusammenbruchs zwar das Staatskirchentum kritisiert und sein Ende begrüßt, zugleich aber die Revolution doch als ein „Unglück des Vaterlandes“ (Theodor Kaftan, *Erlebnisse und Beobachtungen*, S. 353) beklagt habe. Theodor Kaftan wird von J. Jacke als charakteristischer Vertreter dieser „ambivalenten Haltung“ vorgestellt. Doch zeigen Kaftans Briefe an Johannes Sommer freilich eher die Exodus-Stimmung des pensionierten Generalsuperintendenten, die Bereitschaft zum Aufbruch in neue kirchliche Strukturen, wie er sie für seine Person konkret vollzogen hatte, und eigentlich keine Klage über die Revolution: die mag erst in späterer Rückschau auf die verflossene Zeit angestimmt worden sein; seine „*Erlebnisse und Beobachtungen*“ hat Theodor Kaftan erst 1924 veröffentlicht, und auch da hieß es lediglich: „Das Unglück des Vaterlandes drängte mich auf das Gebiet der Politik“ (S. 353).

In jenen Tagen des Kriegsendes, in denen Theodor Kaftan an Johannes Sommer von der peinvollen Zeit schrieb, „da ich in Deutschlands Niederlage mich zu schicken hatte“, vom Ende und von der Zukunft des „Sonntagsboten“ im demokratisierten Deutschland, wirkte Otto Baumgarten (1858 – 1934), der liberale Theologe, als Professor für Praktische Theologie an der Kieler Universität. Er hatte den Lehrstuhl dort seit 1894 inne, und mancherlei theologische Auseinandersetzung hatte auch das Verhältnis zu Theodor Kaftan geformt.

Aus der Feder Otto Baumgartens besitzen wir eine kleine Studie über Theodor Kaftan; Baumgarten hat sie in seinen 1929 erschienenen Erinnerungen „*Meine Lebensgeschichte*“ niedergelegt. Doch zuvor schon hatte Baumgarten, der sich eigentlich als liberaler Gegenpart zu Kaftan und dessen theologischer Antipode verstanden haben muß, in seinen Predigten aus der Revolutionszeit Töne angeschlagen, die Kaftans Erwägungen ähneln.

So beschreibt Otto Baumgarten den Generalsuperintendenten: Theodor Kaftan sei der beherrschende Kopf der Kirchenbehörde gewesen. „Allerdings bleibe ich dabei, seine ganze Veranlagung nicht glücklich zu finden für einen geistlichen Führer einer evangelischen Kirche. Zwar war er nicht ohne Gemüt und weiche Seiten. Manchmal legte er die Hände auf meine Schultern und dankte mir für eine Predigt, die ihn erbaut hatte. Für mein starkes Temperament in der Vertretung politischer und sozialer Gerechtigkeit hatte er mehr Verständnis als seine Kollegen; er war auch tapfer und vorurteilslos gegenüber Übergriffen des preußischen Staats. Er war theologisch außerordentlich geschult und beherrschte die ganze Problematik, darum auch ein trefflicher, unbefangener Vorsitzender der Prüfungskommission. Aber der kleine nervenstarke und intellektuell hochbegabte Mann hatte eine harte Energie, um der Sache willen, der er diente, auch die Herrschaft seiner Person durchzusetzen. Er reckte sich äußerlich und innerlich und zog die Konsequenzen seines Kirchenbegriffs mit erbarmungsloser Härte. So konnte er nicht nur in principiis, sondern auch im Verkehr ein herber, unpersönlicher Mensch sein. Pastor pastorum, in die persönlichen Nöte der Pfarrer und Pfarrfrauen liebevoll eingehender, zur Äußerung derselben ermutigender Seelenfreund war er wohl nur wenigen.“ („*Meine Lebensgeschichte*“, S. 137)

Bei einem so distanzierten Urteil überrascht es um so mehr, wenn uns in Otto Baumgartens Predigten dann doch Passagen begegnen, die der Auffassung Theodor Kaftans von der Revolution und dem staatlichen Umbruch nahe verwandt zu sein scheinen – in Predigten, die Baumgarten zwischen Mai 1918 und Februar 1919 gehalten hat. Der Professor predigte sehr „modern“: die Revolution erweckt „das Gefühl, als ob ein Gerichtstag gehalten würde über Wert oder Unwert der Menschen“ (Otto Baumgarten, Predigten, S. 61), „O welchen Gewinn könnte diese Revolution uns bringen, wenn sie uns die Augen öffnete für die unter so viel Aeußerlichkeiten verborgene Substanz unserer Seele“ (S. 71), in der Revolutionszeit „bilden sich fraglos neue, noch verborgene Lebenswerte heraus“ (S. 98), ja, dies sei „der gesammelte Ertrag dieser schmerzreichen Wochen“: „Revolutionszeit ist Saatzeit“ (S. 116). Offenbar hat Theodor Kaftan ganz ähnlich empfunden, und sein Bruder Julius, preußischer Oberkirchenrat, mußte im Brief vom 12. Januar 1919 Theodor Kaftan verwundert fragen: „Verschlägt es Dir wirklich nichts, daß mit Preußens Vernichtung das Rückgrat Deutschlands und des protestantischen Kaiserreichs zerbrochen wird?“

In seiner Schrift „Was nun?“ hat Theodor Kaftan die Revolution allerdings ganz sachlich beurteilt, als eine Art geschichtliche Notwendigkeit, und „Meines Wissens gab es in der Geschichte nie eine Revolution, ohne daß ein gut Teil von ihrer Schuld auf das Konto derer kam, gegen welche die Revolution sich richtete“ (S. 37). Die „Herrschaft des Staates in der Kirche war erträglich in dem Staat der Reformationszeit, dem konfessionellen Staat. Mit diesem hätte sie aufhören müssen, aber sie blieb, und als dann der Staat, der diese Herrschaft übte, sich, wie das im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts geschah, immer weiter entkirchlichte, wurde sie unerträglich. Aber Kurzsichtigkeit und Herrschsucht der Bürokratie hielten sie fest – ohne sittliches Recht. Daß sie jetzt in der deutschen Revolution zusammengebrochen ist, ist von Gott; es ist Gottes Gericht über ein altes Unrecht; die Christen sollen Gott dafür preisen“ (S. 45). Das war Theodor Kaftans Abschied vom konstantinisch-preußischen Zeitalter!

Ein anderes wichtiges Phänomen läßt sich an den beiden hier vorgestellten Kaftan-Briefen aufzeigen: der hohe theologisch-kirchliche Stellenwert, den Kaftans Zeit der Kultur zumessen wollte. In „Was nun?“ ruft Kaftan zur Buße auf, und „die Summe dieser Buße ist Rückkehr zu ernster Religiosität und zu sittlichem Lebensernst“ (S. 40). Die vordringliche sittliche Aufgabe sieht er im Kampf gegen Trunksucht und Unzucht (S. 70), nicht anders als Otto Baumgarten, der am 3. November 1918 in der Predigt „die Befreiung Unzähliger aus der Sklaverei kontrollierter Unsittlichkeit“ als Frucht der Revolution freudig begrüßte (S. 45) und am 12. Januar 1919 von der Kultur predigte, die breiten Massen zugänglich ist: „An Stelle der humanistischen Werte, die von einer Auslese bevorzugter Klassen von längerer Geschichte gebildet sind, werden die neuen realistischen Werte treten in bestimmender Bedeutung für das Gesamtleben, die allen zugänglich sind“ (S. 101).

Der neu sich entwickelnde Staat aber „lebt letztlich von sittlichen Kräften“, so spürte Theodor Kaftan, und bedarf daher der Partnerschaft einer staatsfreien, im Volksleben wurzelnden Kirche („Was nun?“, S. 70).

Von der befreienden Kraft der Revolution und von den neu sich stellenden sittlichen Aufgaben der Kirche ist Theodor Kaftan, häufig ganz im Gegensatz zu seinem Bruder Julius, überzeugt gewesen. Das belegen auch die beiden jetzt aufgefundenen Briefe.

LITERATURVERZEICHNIS

- Schleswig-Holsteinischer Sonntagsbote. Ein christliches Volksblatt. Hrsg. vom Landesverein für Innere Mission in Schleswig-Holstein. Geleitet von Johannes Sommer.
Jg. 26. 1916, 27. 1917, 28. 1918, 29. 1920
- Otto Baumgarten: Meine Lebensgeschichte.
Tübingen: Mohr, 1929. – VIII, 515 S.
- Otto Baumgarten: Predigten aus der Revolutionszeit.
Tübingen: Mohr, 1919. – VII, 131 S.
- Theodor Kaftan: Luthers Katechismus: wie ein Hausvater denselben einfältig erklären soll.
Schleswig: Bergas, 1919. – IV, 47 S.
- Theodor Kaftan: Was nun? Eine christlich-deutsche Zeitbetrachtung.
Leipzig: Dörffling & Franke, 1919. – 94 S.
- Theodor Kaftan: Erlebnisse und Beobachtungen des ehemaligen Generalsuperintendenten von Schleswig D. Theodor Kaftan. Von ihm selbst erzählt.
Kiel: Verein für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, 1924. – VI, 403 S. – (Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte: 1. Reihe (größere Publikationen); H. 14)
- Kirche, Recht und Theologie in vier Jahrzehnten. Der Briefwechsel der Brüder Theodor und Julius Kaftan. Hrsg. u. kommentiert von Walter Göbell. – 2. Teil: 1910–1926.
München: Kaiser, 1967. – S. 461–1001.
- Jochen Jacke: Kirche zwischen Monarchie und Republik. Der preußische Protestantismus nach dem Zusammenbruch von 1918.
Hamburg: Christians, 1976. – 495 S.
(Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte; Bd. 12)